

# Die Erstürmung von Serajewo

(Aus meinen Kriegsjahren)

Nervi, im Juli 1908

Der Herbst zog ins Land, und, wie der Dichter sagt, die schönen Tage von Arranguez waren schon vorüber. Wir saßen grad im Café Fensterl — ich denk es noch wie heut — ich und mein Freund, der Oberleutnant vom dreiundzwanzigsten, Stankowits, und schauen, ob net ein fesches Weib vorübergeht.

Was machst du heut, Stankowits, frag ich, ich geh „bacc“. — Ich? ich geh „privat“, sagt der Stankowits, und da geht auch schon die Glastür vom Kaffeehaus und herein stürzt der Hauptmann in Evidenz dreiundsiebzigstes Feldjägerba'on Franz Matschek.

„Wißt's ihr's schon, Krieg is, Krieg is,“ ruft er noch ganz atemlos. Was denn, wir beide, ich und der Stankowits, springen erregt auf, und der Stankowits ruft in der ersten Verwirrung: „Zahlen“.

„Herr Hauptmann, irrst du dich auch nicht?“ sag ich und stell mich in Positur.

Es war aber kein Irrtum.

Keine Feder vermag zu schildern, was damals in der Brust von einem jeden von uns vorging. Krieg, Krieg, es ist halt doch eine greuliche Sach, so wie ich jezt in reifen Jahren drüber denk!

Ich war noch ein blutjunger Leutnant, und es zog mir doch ein wenig das Herz zamm, wenn ich an das liebe Elternhaus dachte.

Und es waren so friedliche Zeiten gewesen, und die Nachricht des Krieges kam wie der Blitz.

Wie bekannt, saß damals unser Allerhöchster Kriegs-

herr Alois der Dritte, der Gütige, auf dem Throne.  
„Lang, lang ist's her, jetzt ruht er in steinernen  
Särgen!“

Durch intime Beziehungen, die ich damaliger Zeit zu einer hohen Person unterhielt — pardohn, die Diskretion verbietet mir Details anzugeben —; erfuhr ich ganz Genaues über den Ursprung und so weiter und so weiter des Krieges und wurde so einer der wenigen Sterblichen, die tiefer in dies Blatt der Weltgeschichte zu blicken vermochten.

Die Kriegserklärung erfolgte, wie allgemein bekannt, am einunddreißigsten September denkwürdiger Erinnerung.

Es war grad Rindviehausstellung. Um Schlag elf sollte eröffnet werden. Die Prachtochsen aus allen Gauen der Monarchie standen schon bekränzt beisamm und man wartete nur noch auf das Allerhöchste Eintreffen unseres geliebten Kriegsherrn.

Endlich fuhr der Galawagen vor.

Einen Augenblick später stand die hohe Gestalt Alois' III. weithin sichtbar auf der Estrade. Drei Schritte hinter ihm in goldstrozierender Uniform die hohe Person, von der ich schon sprach und später alles genau erfuhr.

Unauffällig zog unser Allerhöchster Kriegsherr aus der rückwärtigen Tasche ein Stück Papier und sah verstohlen auf die Inschrift:

„Diese Brücke dem Volke,“ hörte man Ihn murmeln, „nein, das ist es nicht“ — und er holte eine andere Karte hervor: „Hurra“ („Nein, die ist es auch nicht.“)

Dann kam eine blaue mit dem Satze: „So läute denn, Glocke, fürder.“ („Sapperlot, wieder falsch.“)\*

Der Monarch wurde bereits nervös und man konnte bereits deutliche Zeichen Allerhöchster Ungeduld wahrnehmen.

Ein neues Billett: „Sehen Sie nur zu, daß die Verhältnisse so rasch wie möglich zu einem gedeih-

---

\*) Historisch, bitt schön.

lichen Ende kommen.“ („Der verfligte Frauз\*) hat mir schon wieder die Zetteln durchanandbracht.“)

Ein letztes Mal tauchte die Allerhöchste Hand in die rückwärtige Tasche. — Ein rotes Billett! Ein Augenblick furchtbarer Spannung, — — und klar und fest hallte die Stimme des Herrschers, den gordischen Alexanderknoten mit einem entschlossenen Ruck zerschneidend, über die Köpfe der Menge hin: „Ich — erkläre — den — Krieg!“

---

Ehe irgend jemand noch so recht zur Besinnung kommen konnte, hatte der Monarch bereits elastischen Schrittes, gefolgt von der „hohen Person“, die Estrade verlassen.

Die Herren vom Generalstab, die vollzählig versammelt beisammstanden, waren eine Weile in tiefster Ratlosigkeit. Erst unser unvergeßlicher Feldzeugmeister Topf Edler von Feldbrind, damals der feinste Kopf unserer Armee, rettete, wie schon so oft in ähnlich kritischen Lagen, die Situation mit den entschlossenen Worten:

„Meine Herren, jetzt da muß woß gschegn.“

Und einen Augenblick später brauste auch schon die Volkshymne durch den Ausstellungsplatz.

Eine Begeisterung, von der man sich nach so viel Jahren kaum mehr eine Vorstellung machen kann, loderte auf. Das Rindvieh riß sich los und raste umher, die Prachtochsen waren kaum mehr zu halten; und stärker, immer stärker aus tausend Kehlen scholl der Ruf: „Alois, der Dritte, der Gütige, er lebe hoch!“ — Dazwischen, wie Raketen aufsteigend, gellten grimme Verwünschungen auf den Feind.

Wie stets in solchen Fällen, wanns gilt „zu den Waffen“, griff die Begeisterung in wenigen Stunden auf das ganze Land über. — — Keiner wollte da zurückstehen. Selbst der Geringste brachte seinen goldenen Eherring zum Altar des Vaterlandes und tauschte ihn gegen einen eisernen Gardinenring um. — Die

---

\*) „Franz“, weiland Kammerdiener Seiner Majestät

Mädchen zupften Tag und Nacht. (Scharpyen oder wie man das nennt.) Und was die vornehmen Damen waren, arrangierten einen Basar mit Busseln für das rote Kreuz. Pardohn den Ausdruck, aber es war eigentlich ein Gaudi. Ich denk es noch wie heute! — — Trotz des Ernstes der Lage mußten wir damals insgeheim oft lächeln. — — —

Es war halt doch eine fesche Zeit! — — — —

Also, die ganze Woche denkwürdigen Datums war das Palais des Kriegsministeriums taghell erleuchtet gewesen. — Vor den Toren wogte die aufgeregte Volksmenge auf und ab, und die Polizeibeamten hatten die größte Mühe, im Schweiße ihres Angesichts den freien Verkehr zu verhindern.

Wie ich später von der angedeuteten hohen Person unter Diskretion erfuhr, hatten sich die Herren vom Generalstab lang net einigen können, gegen welche Macht eigentlich der Krieg geführt werden sollte.

„Montenegro, Montenegro,“ schrien fast alle, als der vorlesende Major Auditor beim Buchstaben M angelangt war, und nur der Hartnäckigkeit der besonneneren Herren ist es zu danken, die immer wieder betonten, daß in der Armee die erforderliche Beweglichkeit des Trains infolge gerade jetzt im Gange befindlicher Reorganisation desselben immerhin zu wünschen übrig ließe, und daß man sich gerade jetzt, wo es gelte, der vaterländischen Ruhmesgeschichte nach so langer Zeit wieder ein neues grünes Reis zuzufügen, vor jedem Wagnis sorgsam zu hüten habe, — — also dieser Hartnäckigkeit der besonneneren Herren ist es zu danken, daß man sich schließlich auf — — Thessalien einigte.

Dort hatte Menelaus Karamanopoulos den Thron inne, und daß er — bekanntlicher geringer Herkunft — der einzige Souverän war, der nicht mit die andern Herrscherhäuser verwandt war, gab den Ausschlag.

Erst in früher Morgenstunde des letzten Wochentags aber wurde abgestimmt und der Beschluß gefaßt,

„über Auftrag eines hohen Kriegsministeriums wolle eine sub adressa p. t. Staatsdruckerei die Fertigstellung der neuen Generalstabskarten, insbesondere der die im Osten an die benachbarten Länder angrenzenden Militärstraßen betreffenden unverzüglich und nach Tunlichkeit beschleunigen.“

Damit war der Würfel gefallen.

„Alea jacta est“, wie unser verewigter Oberst Chiçier immer zu sagen pflegte.

In unbeschreiblicher Erregung warteten wir alle Herren unterdessen in der Kasern auf den kommenden Befehl von oben.

Wir hatten Bereitschaft und seit neun Uhr abends stand die Mannschaft in voller Marschadjustierung in Reih und Glied im Kasernhof.

Endlich um sieben Uhr früh, nie im Leben werd ich den Augenblick vergessen, kam der Befehl: „Zum Bahnhof!“

Und unter dem althistorischen „Tataramm, Tataramm, Tatararam, Tatararaa, — — Tataramm, tataramm, tataram“ — — ging's durch die Stadt.

Wir schlug das Herz bis zum Halse hinauf. —

— — — „eine Kugel kam geflogen, gilt sie mir oder gilt sie dir“ — hab ich fort summen müssen, wie wir so marschiert sind. — — —

Eine halbe Stunde später waren wir einwaggoniert.

— — — — —

Unser Regiment (Oberst Chiçier) war, wie wir bald wahrnahmen, an den Bodensee kommandiert.

Das hatte nämlich seinen guten Grund.

Kaiser Karawankopoulos, dessen früherer Name eigentlich Franz Meier gewesen, hatte vor seiner Thronbesteigung bekanntlich mit seinem Bruder Kaver zusamm eine Brigantenschar befehligt. Kaver war dann in die Schweiz gegangen und hatte sich als Hotelier selbständig gmacht. Da durfte naturgemäß der Gedanke, daß zwischen Thessalien und der Schweiz feine diplomatische Fäden spinnen, im Auge behalten werden.

Unser Regiment hatte die Aufgabe, das hatten wir bald herausen — koste es auch den letzten Mann — die Landung der beiden schweizerischen Kriegsschiffe „Douceur“ und „Wilhelm Hölzli“ zu verhindern, die sich unter allerhand ränkevollen Manövern und unter dem Vorwand, lediglich dem friedlichen Renken- und Weißfischfang obzuliegen, Tag und Nacht in bedrohlicher Nähe unseres Gestades hielten.

Stündlich nahm unser Oberst die Berichte der Spione aus Feindesland entgegen.

Ja, es waren Tage aufreibendster Erregung!

Da verlautete, die Schweizer hätten sofort im ersten Schrecken, als es hieß, die Kaiserlichen kommen, sämtliche Ruhe des Landes mit dem „Alßansöhr“ auf die Matten geschafft. — Dann wieder kam die Nachricht, der eidgenössische Automobilfallensteller Guillaume Dechli sei zum Admiral ernannt worden und das Eintreffen des Feldmarschalls Buebli — zurzeit noch Oberkellner im Grandhotel „Roosmich au lac“ — könne, da sich der Fremdenstrom bereits zu verlaufen beginne, stündlich gewärtigt werden.

— „Die furchtbaren Schützen aus dem Waadtland kommen, die in Friedenszeiten die Löcher in den Emmentaler Käse schießen“ — lief dann plötzlich das Gerücht um — „die ganz freien Schweizer, die nicht einmal Stiefel an den Füßen dulden und denen sich durch häufiges Waten durch die Straßen Genfs ganz von selbst und sozusagen natürliche Schuhe bilden.“

Nachts jede Minute bereit, in den Heldentod zu gehen, tags ununterbrochen die unverständlichen Comandi im „Schwizzer Dütsch“, das furchteinslösende „chacharach=hocuzgsi“ von den Bergrücken schallen zu hören — — — ach, wie oft kam da der Stanfowits zu mir ins Bivak, umarmte mich unter Tränen und sagte: „Freunderl, i halt's nimmer aus!“ — —

Eines schönen Morgens, ich hatte mir grad ein frisches Zigarettl angezündet, da tönnten Alarmsignale: tatarah, tatarah, durchs ganze Lager. Uiberfall, Uiberfall war unser aller Gedanke. Kommandorufe, Hin- undherrennen der Chargen, die Signale der Artillerie,

die in der Hast mit ihre Geschütz mitten durch unsere Fußtruppen hindurch wollten, und so weiter und so weiter. Keiner von uns allen Herren wußte mehr, wo ihm der Kopf stand. Kurz, es war ein Durcheinand, wie es eben nur — in Kriegszeiten möglich ist.

Doch bald trat wieder die kaltblütige Ruhe ein; es stellte sich heraus, daß lediglich die Feldtelegraphen unrichtige Zeichen gegeben hatten. Man hatte mit den Triedern einige Extrazüge Lindau passieren gesehen, die, mit farblich bemalten riesigen Metallplatten beladen, neue, ganz unbekannte Geschützarten zu transportieren schienen. Es war jedoch bloß der zerlegbare künstliche Blechregenbogen vom Rigi gewesen, Nationalgut der Eidgenossenschaft, das die Schweizer wie ihren Augapfel hüteten und jetzt in ihrer Angst in Sicherheit brachten.

Aber genug nun von alledem. Als gewissenhaftem Chroniker liegt es mir ob, auch die östliche Seite des Kriegsschauplatzes zu beleuchten.

In beispiellosen Eilmärschen, wie sie in der Kriegsgeschicht wohl einzig dastehen, war unser erstes, zweites und drittes Armeekorps in östlicher Richtung vorgezogen.

Der so wenig wünschenswerte Verlauf, den leider der Feldzug trotz aller so glorreichen Einzelphasen für uns nahm, ist ja historisch, — bekanntlich aber nur auf Rechnung ganz unvorhergesehener Zufallstücken zu setzen. So glänzend unsere Regimenter am Bodensee den eventuellen Feind in Schach hielten, so sehr hatten wir im Osten mit den unglaublichsten Widrigkeiten aller Art zu kämpfen. — So blieben zum Beispiel die Generalstabskarten von der Staatsdruckerei aus und machten sich durch ihren Mangel äußerst fühlbar und so weiter und so weiter.

Irrige Deutungen des alten Moltkeschen Satzes: „Getrennt marschieren und vereint schlagen“, verhängnisvoll unterstützt von allerhand eingeschlichenen sinnstörenden Schreibfehlern im Feldzugsplan, — hatten im Lauf der langen Friedensjahre Platz gegriffen und

dazu geführt, daß man dem ersten Armeekorps die Munition und dem zweiten die Waffen zuteilte und beide dann getrennt marschieren ließ. — Das hätte net viel gemacht, wenn halt nicht grad durch einen unglückseligen Zufall das erste Armeekorps die Wegrichtung verloren und sich in Siebenbürgen verirrt hätte, so daß das zweite Armeekorps ohne eine einzige Patrone in Thessalien anlangte und nach vier Wochen, ohne einen Schuß tun zu können, unverrichteter Sache wieder heimkehren mußte.

Das dritte Armeekorps, nach altem Prinzip mit Waffe und Munition ausgerüstet, war leider ebenfalls abgeirrt und versehentlich viel zu weit nach Süden geraten. So sehr hatte sich das Kriegsglück gegen uns verschworen!!

Was das Verhalten des Feindes anlangt, so war uns daselbe gleich von Beginn an vollkommen rätselhaft und geheimnißvoll.

Die Erlässe des Menelaus Karawankopoulos an seine Truppen, der übrigens mit Unrecht in der Geschichte „der Ränkevolle“ genannt wird, erscheinen auf den ersten Blick vollkommen sinnlos und einem zerzütteten Gehirn entsprungen\*). Fast könnte man sich versucht fühlen, an eine Frozzelei zu denken, wenn man nicht wüßt, es mit einem Geisteskranken haben zu tun gehabt zu haben.

So hatte der Thessalier die Todesstrafe verhängt für jeden seiner Leute, der es wagen sollte, auf einen unserer Offiziere zu schießen, und begründete dies seinem Stabe vis-à-vis mit dem wahnwitzigen Satz: „Wehe uns, wenn der Feind je ohne ‚Führung‘ wäre und die Mannschaft nur auf sich allein angewiesen.“

Dieser Wahn des Karawankopoulos ging so weit, daß er insgeheim Bauern, Hirten, Zigeuner und so weiter angestellt hatte, die sogar die Telegraphendrähte in unserm (!!) Lande in Ordnung halten mußten, zerrissene Drähte nachts heimlich lötetten und dergleichen,

\*) Noch heute zerbrechen sich unsere staatlich angestellten Historiker die Köpfe, um den Schlüssel zu dem Vorgehen des Thessaliers zu finden.



bloß damit, wie er geäußert haben soll, „die Heeresleitung in Wien ununterbrochen Einfluß auf die Kriegsführung nehmen könne“.

Kann das ein vernünftiger Mensch verstehen?

Nicht genug damit: Auf den Wegen, die unsere Infanterie zu passieren hatte, waren häufig — — Bretter gelegt, wie um uns Herren Offizieren, was die Veritlenen waren, das Hinüberkommen über die Gräben zu erleichtern! Und nahm wirklich einmal ein Pferd Schaden, — wie aus dem Boden gewachsen kam immer gerade ein Strolch des Weges und brachte ein neues, lammfromm zugerittenes Tier daher. — Auf die Mannschaft dagegen hagelte es nur so blaue Bohnen aus dem Hinterhalt; zu Hunderten fielen die Kerle.

Wis heut gänzlich unaufgeklärt ist übrigens der Umstand, daß die feindliche Bevölkerung bei dem Eintreffen unseres zweiten Armeekorps in Thessalien auch nicht eine Spur von Bestürzung oder Angst an den Tag legte und alles nur hämisch grinste. Es schien fast, als ob die Schufte Wind bekommen hätten, daß die Unsrigen über keine einzige Patrone verfügten.

Wie bereits erwähnt, war inzwischen unser drittes Armeekorps unter Topf, Edlen von Feldrind, in beispieldlosen Eilmärschen irrtümlich zu weit nach Süden geraten, und eines Morgengrauens eröffnete sich den staunenden Blicken des Generalstabes tief unter ihnen ein weites Thal und mitten darin eine schimmernde, trozig befestigte Stadt.

Keinen Augenblick Zeit verlor der heißblütige heldenhafte Topf.

Alles deutete darauf hin: — die Halbmonde auf den Kuppeln — kurz, der ganze türkisch-griechische Charakter, das drohende schweigsame Fort, das Militär in den Straßen in österreichischer (!) Bekleidung und scheinbar (!) ganz ahnungslos, alles das mußte doch drauf hindeuten, daß es sich hier um das Herz Thessaliens handle, und daß der ränkesüchtige Grieche offenbar die Kaiserlichen mit allerlei Blendwerk hinter's Licht zu führen plane.

Mit kagenhafter Geräuschlosigkeit postierte Topf seine Truppen, eröffnete um sechs Uhr früh das Feuer und ging sofort zum Bajonettangriff über. Es kam zu einer Schlacht von noch net dagwesener Hestigkeit. — Übrigens dem gemeinen Mann alle Ehre: wie die Löwen schlugen sich die Kerle. Die Stadt wehrte sich verzweifelt; seit den Kreuzzügen sah man kein solches Ringen, und erst die sinkende Nacht gebot dem Morden Einhalt.

Mit Feldherrnblick erkannte Topf, Edler von Feldvind, bereits um vier Uhr nachmittags, daß keine Macht der Erde ihm die Siegespalme mehr werde entreißen können, und telegraphierte an unsern Allerhöchsten Kriegsherrn:

Nach furchtbarem Kampfe feindliche Hauptstadt erstürmt, Entrinnen des Gegners unmöglich, lege Euer Majestät entscheidenden Sieg untertänigst zu Füßen.

gezeichnet: Topf

Um halbfünf Uhr langte die Depesche ein, trug um sechs Uhr das Siegeshalleluja in alle Winde, und bereits um sieben Uhr waren auch unsere Regimente am Bodensee vom Ende des Krieges in Kenntnis gesetzt und der Rückzug angeordnet.

Wir waren grad nach einem Marsch, ich hatte den Speisesaal in einem noblen Hotel in Beschlag genommen, wie das halt in Kriegszeiten schon so is, und hatte mir zum großen Naserümpfen von einigen Bigerln, die mit ihre aufgepußten Weiber am Nebentisch saßen, die Stiefel auszogen, um mir die Fußfeßen ein bissel auszuschlentern, da stürmt der Stankowits herein und kann vor Tränen gar nót reden. „Friedensschluß“ ist das einzige, was er herausbringt. Na, und „in den Armen liegen wir sich beide und weinen vor Schmerzen und Freude“, wie es im Liede so herrlich heißt.

War das ein Jubel! Die Kameraden umringten mich, und wir gratulierten einander unter Tränen.

Die zwei Gigerln entfernten wir mit Brachialgewalt der Heß wegen aus dem Lokal — wir waren unser sechs Herren und drei Feldwebeln — und machten dann einen Mulatschak bis zum frühen Morgen.

Wohl langte am nächsten Tag noch eine Flut von Depeschen ein, die wieder alles in Frage stellten und die Weiterführung des Krieges in Aussicht rückten, „da die Erstürmung der feindlichen Hauptstadt auf einem Irrtum beruhe“, uns war aber schon alles wurst, und wie die Sachen schon einmal standen, war die Gschicht auch schon zu weit gediehen. — Unsere verheirateten Herren drängten auch schon nach Haus, und so blieb schließlich beim Friedensschluß.

Die zweiten Depeschen wurden dann natürlich von Hoher Seite als inoffiziell erklärt.

Der Widerspruch in den Telegrammen ergab sich nämlich aus dem Umstand, daß die gewisse erstürmte Hauptstadt im östlichen Kriegsschauplatz noch am Abend nach der Schlacht beim Einzug Topfs Edlen von Feldbrind zu spät als Serajewo erkannt und agnosziert wurde, welches Serajewo schon lange, lange gut österreichisch und schon seit Kaiser Franz Josefs Zeiten der Monarchie angegliedert ist.

So bedauerlich nun auch der, man möchte fast sagen, überflüssige Verlust von Menschenleben bei dieser abermaligen Erstürmung von Serajewo immerhin sein mag, so bietet doch der Verlauf des Feldzuges im allgemeinen und der der Schlacht im besondern eine solch reiche Fülle gewonnener strategischer Erfahrung, daß füglich die Schattenseiten mehr als ausgwetzt gelten können.

Da kann man nur sagen: das bringt das rauhe Kriegshandwerk halt schon so mit sich.

Pardohn, aber wo Licht is, da ist halt auch Schatten.

Und dann ist der Krieg eben eine notwendige Sach, das haben selbst die scharfsinnigsten Köpfe vom Zivil eingestehen müssen.

Ich für meinen Teil wenigstens möcht die Erinnerung an meine Kriegszeit net um alles in der Welt missen. Wenn ich mir so denk und mir dabei meinen

martialischen Schnurrbart streich, wird mir immer so ganz eigen, man kann das gar net so recht mit Worten sagen. — Man ist halt doch wer, und wenn einem ein Feuerwehrmann oder so von weitem begegnet und sieht die Allerhöchste Dekoration, schon salutiert er stramm oder macht „Habt Acht“. Und wenn man an einem öffentlichen Ort oder so in den Nasen tritt, traut sich halt doch keiner was sagen. No, und gar erst die Madeln!

Ja, wie gsagt, pardohn, aber ich für meinen Teil möcht die Erinnerung an meine Kriegsjahr net missen!!